

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

3 (15.1.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 3. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 15. Januar 1858.

Die Goldmünze.

(Fortsetzung.)

O, psui, Chastagnac, wie können Sie so sprechen? Ihre gereizte Stimmung gegen diesen unglücklichen Vater benimmt Ihnen den Kopf. Ich sage Ihnen, es ist unsere Pflicht, alles anzuwenden, um das verliebte junge Mädchen vor den Folgen seiner Unbesonnenheit zu bewahren.

Aber wie? Wollen Sie zum alten Fournier gehen und ihm das Abenteuer erzählen? Er ist hitzig, leidenschaftlich — es wird einen entsetzlichen Lärm geben.

Ich werde ihm auch nur in dem Falle die volle Wahrheit entdecken, daß ich unausweichlich dazu gezwungen werde; vertrauen Sie mir. Ich nehme dies Papier an mich, welches nicht an seine Adresse gelangen soll. Jetzt gleich, während Sie noch mit dem Vater und den übrigen Herren plaudern, werde ich das leichtsinnige Kind auffuchen, ihm seinen Brief wieder zustellen und es an einer eindringlichen Strafpredigt nicht fehlen lassen. In dem Alter ist man noch nicht ganz verborben, und ich hoffe, das Mädchen zum vollen Bewußtseyn seiner Schuld zu bringen.

Wie Sie wollen, Foubert. Aber dieser Schlüssel, was wollen Sie mit dem beginnen?

Lassen wir den, wo er ist. Fräulein Fournier wird ihn sicher wieder abholen, sobald ich mit ihr gesprochen habe.

Chastagnac brachte, ohne etwas zu erwidern, die Statue wieder in ihre alte Stellung. Foubert indessen, dessen Absichten die besten waren, schien nach einiger Ueberlegung doch zu befürchten, daß der Schlüssel an dem offenbar vorher verabredeten Orte von dem Erwarteten mittlerweile gefunden und dessen Bedeutung auch ohne den Brief verstanden werden möchte. Eben wollte er umkehren, um auch ihn an sich zu nehmen, als mehrere Stimmen, unter denen das nicht besonders melodische Organ des alten Fournier sich hervorthat, hörbar wurden.

Er sah sich um, und bemerkte Fournier, welcher mit der übrigen Gesellschaft ihnen in den Garten nachkam. Jetzt hatte Foubert nur noch einen Gedanken.

Ich bitte Sie um alles in der Welt, sagte er leise zu seinem Begleiter, zügeln Sie ihren Zorn gegen den armen Teufel, mißbrauchen Sie nicht die Entbedung, die wir eben so zufällig gemacht haben. Das geringste unbesonnene Wort von Ihrer Seite wäre durchaus nicht zu entschuldigen, und ich traue Ihnen zu viel Ehrenhaftigkeit zu, als daß Sie, was auch kommen sollte, ein solches aussprechen werden.

Fournier kam mit seinem spöttischen Lächeln auf die beiden Herren zu und sagte zu Herrn v. Chastagnac: Nun, mein Herr, es geht Ihnen wieder gut, wie ich sehe! Ich wußte im voraus, daß Ihr Uebelbefinden bald vorübergehen würde. Wahrscheinlich haben Sie Ihrem Magen zu viel zugemuthet — aber jetzt sehen Sie ja wieder so frisch und rosig aus, wie ein junges Mädchen.

Die Ueberraschung, das Bedauern, vielleicht die Entrüstung über die Bevorzugung, welche Ihnen der Abbé Robertin über mich eingeräumt hat, entgegnete Chastagnac, versetzte soeben noch meinen Geist in die heftigste Aufregung. Jetzt bin ich ruhiger, und bedaure, nicht gleich Anfangs mich an Ihr Rechts- und Barmherzigkeit gewendet zu haben, wie ich es jetzt in Gegenwart unserer Kollegen thue. Sie haben ohne Zweifel eine zu ehrenhafte Ge-

sinnung, als daß sie im Ernste ein durch Ueberrumpfung abgedrungenes Zugeständniß ausbeuten, einen werthvollen Gegenstand zurückhalten könnten, welcher für mich bestimmt war, und — ich darf es behaupten — noch in diesem Augenblicke mir zukommt. Auf der anderen Seite wäre es unbillig, wenn Ihnen aus der vortheilhaften Stellung, welche Sie der Willfährigkeit des Abbé Robertin verdanken, nicht irgend ein Vortheil erwachsen sollte. Hören Sie also die Vermittlungsvorschläge an, welche ich Ihnen zu machen habe.

Ich danke Ihnen für die gute Meinung, welche Sie von mir hegen, antwortete Fournier kalt; wenn Sie aber darauf rechnen, ich könnte mich bewegen lassen, meinen goldenen Otho gegen irgend einen anderen Gegenstand auszutauschen, so muß ich Ihnen, ohne mich auf weitere Verhandlungen einzulassen, bemerken...

Hören Sie mich an, Fournier, Sie wissen nicht, zu welchem Preise ich mich entschließen könnte, denn ich bin nun einmal darauf verfaßt, diese Münze zu besitzen. — Hören Sie! Sie haben oft bei mir jene wundervolle Goldschmidsarbeit aus Goldfiligran mit zwei byzantinischen Emailen und kostbaren Edelsteinen, welche, wie man sagt, die Abtei Grammont von Heinrich II. von England, dem Gründer dieser Abtei, zum Geschenke erhalten. Es ist dies das kostbarste Stück meiner ganzen Sammlung, ich habe es sehr theuer bezahlt, und selbst der Louvre würde es sehr gerne besitzen, da es gleichzeitig ein geschichtliches Denkmal und ein Meisterwerk mittelalterlicher Kunst ist: nun wohl, Fournier, ich biete Ihnen dasselbe für den goldenen Otho an.

Das Anerbieten war glänzend und die Gesellschaft rechnete darauf, dasselbe angenommen zu sehen; aber Fournier befann sich nicht einen Augenblick lang.

Unmöglich! sagte er. Ein Unicum! Eine Münze von untadelhaftem Gepräge.

Das ist noch nicht alles, fuhr Herr v. Chastagnac eifrig fort. Ich will Ihnen auch meine beiden großen Medaillons auf Emaille, gemalt von Leonard Limousin, überlassen; es sind die Bildnisse von Heinrich II. von Frankreich und Diana v. Poitiers in natürlicher Größe; alle Gelehrten, alle Künstler, welche mein Museum besuchen, versichern einstimmig, daß Leonard nie etwas Schöneres gemalt habe.

Ich sage auch nicht das Gegentheil, aber mein goldener Otho, mit einem Dreiscentel auf dem Revers...

Ich wäre im Stande, Ihnen noch mehr zu bieten...

Halt, Herr v. Chastagnac, unterbrach ihn Fournier in entschlossenem Tone; lassen wir das ich bitte Sie darum. Sie erhalten die Münze nicht. Ich sehe wohl, daß Sie darauf erpicht sind, dieselbe zu bekommen; aber ich bin nicht weniger erpicht darauf, sie zu behalten. Sie wissen ja, wie wir Alterthümer in der Beziehung sind, wir haben eiserne Köpfe.

Chastagnac fing förmlich an zu bitten.

Fournier, sagte er, bedenken Sie, welche üble Meinung unsere hier anwesenden Freunde von Ihnen gewinnen müssen, bedenken Sie, wie sehr die Erzählung des ganzen Handels Ihnen in der Stadt zum Nachtheil gereichen muß. Also kurz und gut, bestimmen Sie selbst den Preis für diese Münze, und ich schwöre Ihnen...

Ich bestimme keinen Preis, denn noch einmal, ich will sie nicht verkaufen. Sie gehört mir, nur mir, und wenn irgend Jemand das Recht zu haben glaubt, mir den Besitz derselben streitig zu machen, so möge er's versuchen. Mit einem Worte, Herr v. Chastagnac, diese Münze, wie überhaupt alles, was ich besitze, wird einst an meine Tochter übergehen, und ich habe beschlossen, daß dieser prächtvolle goldene Otho das Heirathsgut meiner Rosa seyn soll an dem Tage, da dieselbe vor Priester und Notar ihren väterlichen Namen ablegt.

Chastagnac erblickte in diesen Worten eine Anspielung auf die geheimen Absichten, welche er schon vorhin bei seinem Nebenbuhler geargwöhnt hatte, und jetzt zweifelte er nicht länger, daß jene Absichten wirklich beständen. Dieser Gedanke rüttelte auch wieder seine ganze Leidenschaftlichkeit auf.

Das wäre doch etwas zu theuer, sagte er rauh.

Aber Chastagnac! flüstert Joubert ihm in vorwurfsvollem Tone zu.

Ich will damit sagen, setzte der Alterthümer gezwungen lächelnd hinzu, daß ein alter Graubart wie ich, wenig Aussicht hat, vor den Augen eines jungen Mädchens Gnade zu finden.

Man kann sich ja durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen, bemerkte Jemand etwas boshaft.

Chastagnac that, als habe er diese Aeußerung nicht gehört. Meine Herren, redete er mit erzwungener Ruhe die Umstehenden an, Sie kennen unsern Streitpunkt, Sie werden Ihr Urtheil darüber fällen. Aber es wird spät und hohe Zeit, daß wir uns zurückziehen. Lassen wir unsern theuern Collegen mit seinem goldenen Otho allein, diese Gesellschaft wird ihm genügen. Geht Jemand von Ihnen, meine Herren, mit zur Stadt zurück?

Er grüßte, und die Uebrigen beeilten sich ebenfalls, Abschied zu nehmen. Nur Joubert blieb zurück, um noch mit dem Vater Journier zu sprechen. Bis zu diesem Augenblicke war der Präsident in steter Angst gewesen, daß Chastagnac ein unbedachtes Wort würbe fallen lassen. Von dieser Last befreit, sagte er zu Journier, während sie langsam Schritte auf das Haus zgingen:

Sagen Sie doch, lieber Freund, könnte ich nicht, bevor ich gehe, noch Ihrer lebenswürdigen Tochter einen guten Tag bieten? Weshalb hat sie uns denn heute ihr reizendes Gesichtchen nicht sehen lassen?

Meine Tochter? erwiderte Jener einigermaßen bekümmert; Sie erinnern mich so eben daran, daß das arme Kind außerordentlich beschäftigt seyn wird. Aber diese verdammte Münze macht mich noch ganz zum Narren. Sie wissen wohl, daß die arme alte Nanette, die treue Wärterin und Erzieherin meiner Rosa, schwer erkrankt ist. Wahrscheinlich hat sich wieder eine neue Krise eingestellt, denn ich hörte den Doctor sehr eilig die Treppe hinaufkommen. Ich muß doch gleich sehen, was sie machen, Rosa wird trostlos seyn. — sie liebt ihre gute Nanette so sehr.

Indessen, entgegnete Joubert, sich auf die Lippen beißend, war Fräulein Rosa doch ausgelegt genug, um wenige Minuten vor unserer Ankunft durchs Fenster mit einem gewissen jungen Herrn zu Pferde sich zu unterhalten.

Ah, ah! Sie haben das also auch bemerkt? sagte Journier lachend. Aber dabei ist kein Geheimniß. Herr Victor v. Chastagnac ist ein sehr feiner junger Mann, unter uns, mein Herr Präsident, ich wüßte Keinen, der ihm auch nur entfernt gleichläme. Rosa ist die Ehrbarkeit selbst, und — honni soit qui mal y pense!

Recht schön, Herr Journier, aber vergessen Sie nicht, daß in solchen Fällen äußerste Vorsicht und Wachsamkeit die Pflicht eines Vaters ist. Um aber wieder darauf zurückzukommen — könnte ich Fräulein Rosa nicht sprechen?

Das wird schwer angehen, falls Sie nicht Lust haben, mich in das Zimmer der Kranken zu begleiten. Aber sagen Sie mir

nur um Gotteswillen, was Sie so dringendes mit meiner Tochter zu sprechen haben?

Ich, gar nichts. Ich wollte sie nur, um ein Stüdmuster bitten, welches sie meiner Nichte versprochen hat.

Scharf sinn war nicht gerade Journiers starke Seite, aber die verlegene Miene Joubert's und die Wichtigkeit des Vorwandes erregten doch seinen Verdacht.

Das ist nicht die Wahrheit, sagte er, den Präsidenten scharf ins Auge fassend. Mit dergleichen Lappalien geben Sie sich nicht ab. Also, mein Herr Präsident, sagen Sie mir, was Sie von Rosa wollen, und ich verspreche Ihnen, Ihren Auftrag getreulich auszurichten.

Das ist nicht nöthig, ich werde Fräulein Rosa diesen Abend sprechen — oder morgen — oder irgend, einen andern Tag. Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, es lag mir nur daran, eine Viertelstunde lang ihrem freundlichen Geplauder zuzuhören. Das kann ja ein andermal geschehen. — Leben Sie wohl, Journier, und erneuern Sie inzwischen mein Andenken bei meiner kleinen Freundin.

Gleichzeitig verdoppelte er seine Schritte, um dem alten Journier seine üble Laune zu verbergen. Vor der Hausthür fand er Herrn v. Chastagnac, welcher seine Gefährten hatte vorausgehen lassen, als wolle er auf den Freund warten, und sich nachdentlich umschaute.

Joubert faßt ihn unter den Arm und sie gingen miteinander weiter.

Sie hatten die Vorstadt erreicht, als eine Person mit verstärkter Miene und hastigen Schritten auf dem Wege nach der Stadt sie einholte; es war der Doctor. Er grüßte die beiden Freunde und wollte vorüber, als Joubert ihn anhielt.

Sie kommen aus Journiers Hause, Herr Sicard? fragte dieser ihn; wie geht es der Kranken?

Sehr schlecht, meine Herren, entgegnete der Arzt geschwätzig, die Krisen werden immer häufiger und wir dürfen uns durchaus nicht wundern, wenn die nächste vielleicht dem Leben der armen Nanette ein Ende macht. — Eine Prise Taback, Herr Joubert, ich bitte Sie! — Dies gute alte Frauenzimmer hat Kummer, und der beeinträchtigt die Wirkung meiner Arzneien; was helfen alle Mittel der Wissenschaft gegen den Gram? Im übrigen wird die Kranke bewundernswürdig gepflegt, Fräulein Rosa verläßt sie beinahe keinen Augenblick — es ist ein wahrer Engel, dieses Kind. — Aber — meine Sprechstunde ist nah, leben Sie wohl, meine Herren, ich empfehle mich Ihnen.

Und Doctor Sicard trabte weiter die Vorstadt entlang.

Haben Sie es gehört, Chastagnac? fragte Joubert, indem er sich wieder an seinen Gefährten wandte, der immer noch gedankenvoll und stumm einherging. Die alte Nanette erwartet ihre Auflösung und der Engel, wie der Doctor sich ausdrückt, kann unmöglich schon so tief gefallen seyn, daß er an der Seite einer Sterbenden ein Rendezvous bewilligen könnte. — Es ist also keine Gefahr im Verzuge und wird morgen noch Zeit seyn, meine Rede anzubringen.

Chastagnac gab auch darauf keine Antwort, und die beiden Freunde erreichten die Stadt, ohne ihr Gespräch wieder aufzunehmen. Joubert benützte die Zeit, um sich die Rede zu überdenken, durch welche er Fräulein Rosa zu belehren gedachte, plötzlich betrachtete er seinen Begleiter und rief unruhig aus:

Um alles, in der Welt, Chastagnac, denken Sie immer noch an Vater Journiers verteuflerte Münze?

Ich? Ja — nein — ich weiß selbst nicht! antwortete der alte Edelmann, als ob er eben aus einem Traume erwachte.

Nehmen Sie doch Vernunft an, zum Henter! Können Sie denn um einen so unbedeutenden Vorzug einen Menschen beneiden, welcher in seinem eigenen Hause so empfindlich geprüft wird?

Chastagnac machte eine unwillige Geberde.

Schweigen Sie, Zoubert, sagte er mit düsterer Stimme, sprechen Sie nicht mehr von ihm, nennen Sie seinen Namen nicht, wenn Sie nicht wollen, daß ich den Verstand verlieren soll! — Ich hasse ihn in einem solchen Grade, daß mein Haß sogar mich selbst in Schrecken setzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitslehre.

(Fortsetzung.)

Schluß des 18ten Kapitels über die Trunksucht.

Dann findet sich Muskelschwäche und Zittern, besonders des Morgens im nüchternen Zustande ein (d. i. das Säuerzittern), so daß der Kranke solange geistig und körperlich geschäftsunfähig ist, bis er seine gewohnte Portion Weinaest in sich hat. Nach und nach stellen sich immer mehr und mehr Störungen in den Bewegungen und Empfindungen ein, Sinnesstörungen gesellen sich dazu und es kommt zu periodischen Anfällen des

Säuer- oder Zitterwahnsinns (delirium tremens). Es bricht derselbe bisweilen plötzlich durch irgend eine zufällige Veranlassung (in Folge einer Gemüthsbewegung, Verlesung, Erkältung u. s. w.) aus, manchmal aber nach und nach unter Vorangehen der eben genannten Nervenstörungen (Unruhe, Aengstlichkeit, Zittern, Schlaflosigkeit). Der Kranke zeigt außerordentliche Unruhe und Beweglichkeit, ängstliche Hast in Allem, was er vornimmt; er ist schlaflos oder schläft einen unruhigen Schlaf mit schreckhaften Träumen; er wird von Sinnesstörungen (Hallucinationen) arg heimgesucht, denn er glaubt selbst im wachen Zustande kleine Thiere, Mäuse, Katzen, Schlangen, Spinnen u. dgl. zu sehen, hört allerlei Stimmen und Lärmen, hat sonderbare Geschmäcke und Gerüche und phantastirt von Dieben und Geistesern, von Reisen, Fliehen und von Furcht vor Strafe. Der Kranke ist sehr redselig, aber meist nicht boshaft, nur selten tobend und mit Neigung zum Zertrümmern; er schwazt und lärmst; er antwortet selbst auf manche Fragen richtig, sogar mit Witz, meist mit lallender stammelnder Zunge und zitternden Lippen; er kennt bisweilen die Umgebung, beachtet sie aber auch dann nur wenig. Der Gesichtsausdruck ist bald ängstlich und furchtsam, bald dem Blödsinn ähnelnd, bald die höchste Sorglosigkeit und Fröhlichkeit ausdrückend, lachend, fast wie bei dem Wahnsinne; die Augen glänzen, schwimmend, leicht geröthet und in steter Bewegung. — Die Dauer eines solchen Wahnsinnsanfalles ist kurz; er endet entweder in 3 bis 4 Tagen durch einen tiefen ruhigen Schlaf, worauf der Kranke keine Erinnerung mehr an das im Anfalle Vorgefallene hat, oder er zieht ein tödtliches Leiden eines der lebenswichtigen Organe, besonders der Lunge und des Gehirns, nach sich und führt so zum Tode, nicht selten auch zum Selbstmorde. Das delirium tremens lehrt gern nach einem kürzeren oder längeren Zeitraume zurück und wird in diesen Rückfällen immer heftiger und gefährlicher. Sehr ungünstige Zeichen sind: völlige Schlaflosigkeit, heftige Angst und Todesfurcht, sehr starkes Zittern, Furcht vor dem Hinfallen, Schielen, Lähmungen. — Die Behandlung des Säuerwahnsinns verlangt vor Allem Beruhigung des Kranken und deshalb ist Opium hier ein kaum zu entbehrendes Heilmittel. Uebrigens lasse man den Kranken ohne direkte Zwangsmittel und ohne viel Hin- und Herreden sich austoben und beschränke sich auf stete Beaufsichtigung desselben. Man entferne von ihm alle Sinnesreize (besonders helles Licht) und Alles, was seine Phantasie anregen könnte.

Was nun die Behandlung der chronischen Säuerkrankheit betrifft, so kann diese ohne alle Arzneien geschehen, Patient ist aber freilich an strenge Enthaltbarkeit von spirituösen Getränken und an regelmäßiges reizloses Essen zu gewöhnen. Anstatt der spirituösen können leichte (bittere) Biere und Kaffee empfohlen werden; geregelte Bewegung (Turnen, Fußreisen), kräftiges und öfteres Einathmen frischer Luft und häufiges Reinigen der Haut (Bäder) beschleunigen die Herstellung. Zur Erzielung des nöthigen ruhigen Schlafes ist das Opium bisweilen ganz unentbehrlich. — Zur Abgewöhnung des Branntweingenußes hat man ekelerregende Mittel (Brechweinstein oder Ipecacuanha) in kleinen Mengen in den Branntwein gemischt, oder alle Speisen und Getränke mit Branntwein versetzt. Selten haben noch diese Methode gebolfen, öfter dagegen der feste Wille des Trinkers, das Trinken zu lassen. Freilich dürfte dieser wohl nicht bei solchen gefunden werden, welche so denken, wie einer meiner Patienten, der im Delirium zu seiner Entschuldigung sagte: „wenn die Natur zum Sausen mich erschuf, was kann ich machen?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Hamburger Millionenclub.

Zu einer Zeit, in welcher das stolze Hamburg bei der wie ein Ungewitter über die Geschäftswelt hereingebrochenen Geldcalamität eine so traurig hervorragende Rolle spielt, dürfte der nachfolgende Artikel, den wir dem „Bremischen Unterhaltungsblatt“ entlehnen, von vermehrtem Interesse seyn, wenn man das darin Gesagte — er wurde vor dem Ausbruch des erschütternden Sturmes, welcher von Amerika herüber brauste, geschrieben — mit den jüngsten Vorgängen vergleicht.

Ueber der eleganten DamenConditorei von Giovanoli an der Ecke des neuen Jungfernstieges sieht man allabendlich bis spät nach Mitternacht sämtliche Fenster der Belle-Étage in gar gastlich-hellem Lampenlichte strahlen. Kein neidischer Vorhang verbüllt die fast bis an den Fußboden reichenden kristallklaren Spiegelscheiben. Jeder vorüberwandelnde Spaziergänger kann mit einem Blide die ganze Reihe von Gemächern durchmustern, deren sichtlich comfortable Einfachheit mit jenem Zauber behaftet ist, den der seines Besitzes sichere, nicht prahlende Reichthum in allen seinen Einrichtungen zu entfalten weiß. Aber noch niemals hat ein sterblicher Flaneur an diesen Fenstern einen lieblichen Mädchenlopf mit blonden oder dunklen Locken nebst den dazu gehörigen Augen entdeckt, nicht einmal den bei dem grellen Gaslichte vorüberhuschenden Schatten eines weiblichen Wesens. Und dennoch werden wohl zu keinem Fenster in dem weiten freundlichen Hamburg mehr verflohlene Sehnsuchtsseufzer hinaus geschickt, als zu den hier beschriebenen. Wenn die Welt ein Mal von einem Hamburger Ritter Loggenburg hört, der eines dämmernden Wintermorgens bei 18 Grad Reaumur unter Null von den patrouillirenden Polizeiwächtern als erstarrte Leiche, an einen Baum des Jungfernstieges geholt oder an einem offenen Fenster von Streit's Hotel hängend, gefunden wird, den gebrochenen Blicke nach der Belle-Étage der Giovanoli'schen Conditorei gerichtet, so ist Das keine der Schiller'schen Ballade nachgebildete Fabel, sondern ein reales Factum aus dem Bereiche der Wahrheit, oder, was Dasselbe sagen will, der Wahrscheinlichkeit.

Unsere Leser könnten fast an eine verwunschene oder verwünschte Prinzessin glauben, welche so grausam mit der Sehnsucht hoffnungsloser Bewerber spielt, wenn die Ueberschrift dieser Skizze nicht schon verrathen hätte, was in Hamburg jedes Kind weiß, daß da oben hinter den freundlich strahlenden Fenstern Niemand anders, als der Millionenclub, allabendlich seine Sitzungen hält.

Das ist leicht gesagt und hingeschrieben. Was aber ist auch nur eine Million? — In andern Städten, wo ein einziger Lebensguldenschein für ein Ehrendiplom gilt, das seinem jezeitigen Inhaber alle Rechte und Ansprüche eines Gentleman einräumt, hat man keinen Begriff von einer solchen siebenzifferigen Mart Banco benannten Zahl. Man muß in Hamburg leben, um den ganzen dämonischen Zauber, der in dem Worte „Million“ liegt, zu erfassen und von ihm erfaßt zu werden. „Stemmata quid faciunt?“ „Wie heißt Stamm-bäume?“ fragt der alte Horaz. „Was heißt ein Doctor oder Affesfortitel, eine blonde, weiße Kravatte, Wissenschaft, Tugend, ladirte Stiefel, Glacehandschuhe und all' das übrige Zeug, wodurch anderswo ein Menschenwesen sein Recht an die beste Gesellschaft nachweist?“ fragt ein Hamburger Börsenmatador weiter. „Wenn Dir nicht an dem Gezweige Deines Lebensbaumes wenigstens tausend Säden hängen, jeder mit tausend Mart Banco gefüllt, so bist Du ein Lump; wenn Du nicht mindestens hunderttausend Mart Banco besitzt, ein — Urlump.“

Millionenclub — nicht Millionärclub, wie's anscheinend grammatisch richtig heißen sollte. Der volkstümliche Sprachgebrauch hat auch hier, wie fast immer, den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Millionen bilden gewissermaßen eine abstracte Hoheit, mit deren Glanz die Gunst des Geschicks irgend ein an sich gleichgültiges Individuum bekleidet hat. Man sollte daher auch, wie man einen wirklichen Geheimrath in abstracto „Euer Excellenz“ nennt, so auch einen wirklichen Millionär „Euer Millionen“ nennen, und diese Titulatur, wie gebührend, auch auf dessen Frau Gemahlin und directe Leibeserben übertragen. „Sr. Million Herrn N. N.“ „Ich habe gestern bei Sr. Million gespeist.“ „Wie verehrungswürdig sind Euer Millionen!“ „Ich wünsche die Ehre zu haben, Sr. Million meine Aufwartung machen zu dürfen.“ „Wie glücklich würde mich der Besitz Ihrer Million Fräulein Tochter machen!“ &c. In keiner Titelphrase, an welchen unsere Sprache so überreich ist, dürfte wohl mehr Sinn und Wahrheit liegen, als in dieser.

Beneidenswerthes Hamburg, wo die Millionäre so dicht gesät sind, daß sie im Stande waren, sich zünftig zusammen zu thun, um nach mühsam vollbrachter Tagesarbeit im Dienste des harten Geldes, im geschlossenen Club, ungestört von Weib und Kindern, die Freuden des häuslichen Glückes zu genießen! — Gewiß giebt's, im ganzen bundesthätigen Vaterlande keine bedeutungsvollere und doch harmlosere Verbindung, als die der Hamburger Millionäre, die selbst

bei der strengsten Handhabung des Vereinsgesetzes keine polizeiliche Ueberwachung, reichweige denn eine Auflösung zu fürchten hätte. Denn weder Politik noch Religion, weder Kunst noch Wissenschaft werden da getrieben; nicht Concerte, Bälle, lebende Bilder und andere Unterhaltungen höherer Geselligkeit regen hier auch nur leise Geister und Herzen auf. Was thun sie denn? — „Sie spielen!“ wie Lichtwer seine bekannte Fabel schließt. Aber welch ein Spiel! — Giacomo Meyerbeer könnte hier lernen, wie man, gemüthlich seine echte Havanna-Cigarre dampfend, mit Anstand ganze Haufen Goldes in einem einzigen Robber Whist verliert, ohne gleich einen Orchester-Scandal zu erheben mit Tambour- und Paukenschlägen, schmetternden Posaunen und dämonisch lichernden Piccoloflöten, wie soches in „Robert der Teufel“ geschieht, um zu dem moralischen Rajenjammer eines armen Teufels von normannischen Prinzen und Spieltenors zu accompagniren, der am grünen Tische eine mit unechten Steinen besetzte Messingkette und dergleichen Theatergarderobenplunder verliert.

Man spricht in Hamburg von den Whistpartihien im Millionen-Club mit einer gewissen sehnächtigen Ehrfurcht, wie man etwa vor 3000 Jahren in Memphis von den Mythen des Isis-Tempels sprach; und es ist auch ganz in der Ordnung, daß angehende Millionäre, und das sind alle Hamburger, die sich noch im Stadium der Lumpen und Urumpen befinden, alles nur Mögliche und Unmöglichste aufsuchen, um dereinst in den Millionen-Club als ordentliches Mitglied aufzunehmefähig zu werden. Im Geiste wahrhaft blurgigiger Volks-erziehung hat daher der Millionen-Club sein Versammlungshaus mit den so bereit hellen Fenstern an die Ecke der belebtesten Promenade Hamburg's verlegt, um den Ehrgeiz und die Thatkraft der Hamburger Jugend anzuspornen, beharrlich den dornenvollen Pfad zu verfolgen, der entweder zur Tugend oder zur — Million führt.

Mancher hoffnungsvolle Gewürzkrämerlehrling oder Speicherdiener, der heute in seinem Sonntagsstaate, deren vorzüglichstes Stück die vom Prinzipal zu Weihnachten geschenkte baumvollene Weste ist, über den Jungfernsitz waziert, mit unennbaren Gefühlen emporklickend zum „Millionen-Club“, sitzt vielleicht in kaum zwei Decennien dort oben als „Gleicher“ unter den „Gleichen“ und raucht mit ihnen um die Wette die beste Importirte und spielt mit einer Hand, deren frostbeulenartige, von den ehemaligen Strapazen des Laden- und Lagerdienstes zeugende Aufgedunsenheit sich selbst unter dem engsten Glacehandschuh nicht verbergen läßt, seine Partie Whist oder Boston, Gewinn und Verlust in schön geränderten Goldstücken austauschend, oder in Anweisungen auf die gewichtigsten Conto's der Hamburger Bank. Wer die Biographien Hamburger Millionäre kennt, wird eine solche Behauptung für keine paradoxe halten.

Man hat es dem überreichen Hamburg oft vorgeworfen, daß es keine öffentlichen Kunstwerke besitze, die veredelnd auf Geist und Sinn des Volkes einwirken. Allein mit Unrecht. Jedes staatliche Gemeinwesen hat am Ende nur jene Zwecke zu fördern, die seiner Individualität ureigentlich entsprechen. Es giebt Staaten, die aus ihrem Volke Krieger erziehen, andere Künstler, andere Philosophen und Schöngelister, andere Biertrinker; Hamburg erzieht — Millionäre. Das ist erhaben genug. Wozu bedarf Hamburg daher eines von Staatswegen unterhaltenen Stadttheaters? oder nackter Mar-morstatuen, oder grandiofer Bildergalerien und dergleichen Alotria? Wozu brauchen Büchermacher und Dichter in Hamburg zu leben? Für die Schillerstiftung hat Hamburg ja 12 Mark subtribirt, was will der Zeitgeist noch mehr?

Kleine Anekdoten aus dem Thierreich.

(Fortsetzung.)

Eine reiche Familie, erfahren wir aus der „Psychologie der Thiere“, besaß ein kleines Thibetkäzchen und einen Kanarienvogel. — Beide spielten in größter Eintracht miteinander und waren der Hausfrau innigstes Vergnügen. — Eines Tages hatte die Dame Gesellschaft. — Beide Thierchen hatten sich spielend herab auf den Stubenboden begeben. Das Käzchen sprang nach dem Vogel und erhaschte ihn. — Der Vogel ließ sich von seinem Pfötchen gehalten auf den Rücken legen, belecken und festhalten; sobald es ihn frei ließ, flog er auf einen hohen Gegenstand und schien durch Piepsen, von hier aus das Käzchen anzuloden, ihm zu folgen. — Die Neuheit dieser Scene nahm die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft in Anspruch. — Jetzt war das Vögelchen wieder herabgekommen und das Käzchen will sich zu ihm schleichen, auf dem Wege aber stutzt es und fährt dann plötzlich mit größter Hast auf das Vögelchen los, faßt es so hart, daß es einen lauten Ton ausstößt, an dem einen Flügel, und ist wie ein Blitz mit demselben in der Höhe, auf dem Sofa, auf dem Tische, von dort auf dem höchsten Gegenstande, dem Secretair. — Dort bleibt es und hält den Vogel ängstlich zwischen beiden Pfötchen fest. — Man war allgemein erschrocken und wähnte das Vögelchen sei todt. Als man sich aber vom Gegenheile überzeugt

hatte, schloß man auf andere Ursachen, welche diesen Vorfall herbeigeführt. Man sah sich genauer im Zimmer um und entdeckte nun unter dem Sofa eine große fremde Kaze, welche sich beim öftern Aufgehen der Thüre undemertt eingeschlichen hatte. — Das kleine Thibetkäzchen, vorhin dieselbe gewahrt werdend, hatte seinen kleinen Freund also der ihm drohenden Todesgefahr zu entreißen gesucht, was ihm auch glücklich gelungen war. Zeugt nicht auch das von mehr als bloßer Begriffskraft?

4.

Zwei Pferde, meldet man, die in einem Stalle neben einander standen, empfanden eine so lebhaftige Freundschaft zu einander, daß, wenn eines davon abwesend war, das andere aus Kummer darüber das ihm vorgeworfene Futter gänzlich unberührt ließ.

Eine delikate Frage.

Die höchst delikate Frage: ob eine Frau von 45 Jahren eine Frau von vorgerücktem Alter sei, hat ein französischer Gerichtshof in einer Weise entschieden, mit der, trotz aller unserer Achtung vor der richterlichen Weisheit, wir uns, und wie wir glauben, mit uns noch sehr viele weibliche Hülfstruppen, keineswegs einverstanden erklären können. Es hatte Jemand einen Grundbesitz gekauft, an dem eine lebenslängliche Rente für „eine Frau im vorgerücktem Alter“ haftete. Als der Käufer die fragliche Dame persönlich kennen lernte, fand er dieselbe überraschend frisch und wohl aussehend, erfuhr, sie sei erst 45 Jahre alt und wollte nun den Kauf rückgängig machen. Darüber entstand ein Prozeß und die offenbar malitiose Entscheidung, daß eine Frau von 45 Jahren ein „vorgerücktes Alter“ habe. Brantome schrieb seiner Zeit: „Nichts widersteht der Zeit wie eine schöne Frau,“ und jene sechszigjährige Marquise, die gestragt wurde: wann die Frauen aufhörten zu lieben, gab dem unbeschaidenen Frager zur Antwort: Fragen Sie in zehn Jahren wieder an!“

Goldkörner.

** In des Geistesreiches Stille
Lobt kein Sturm der Leidenschaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft.
Seelen, fremd im irden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,
Fanden froh die Jocele
Seliger Vollkommenheit.

** Immer war noch die Vertheidigung einer schlechten Sache schlimmer, als die Sache selbst.

** Klugheit hat schon öfter über die Tapferkeit, als Tapferkeit über die Klugheit gesiegt.

** Wenn du dich ungerufen in fremde Handel mischst, so hast du alle Verantwortung auf dir, wenn die Sache mißlingt und wenn sie gelingt, so hast du wenig Dank.

Stechpalme.

← Sag' mir, wie viele Stubenmädchen eine Dame gehabt hat, und ich will dir Aufschluß geben über ihr Temperament.

Räthsel.

Ein Schiff fährt auf und nieder
Durch's weite blaue Meer,
Bald zieht es fort, bald wieder
Von ferne schwimmt es her.

Es fährt nicht Mast, nicht Segel,
Am Steuer fehlt der Mann,
Und folgt doch fester Regel,
Kommt nie aus richt'ger Bahn.

Manch Jahr schon hats durchschnitten
Der blauen Wellen Tanz,
Sein Bau hat nicht gelitten,
Es strahlt, wie neu, im Glanz.

August Lens.

Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungs-Blattes, erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnütigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaction gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wih. Brandeder.